

# Der Fall Wassiliew.

Roman von Paul Oscar Höder.

(15. Fortsetzung.)

„Sie! Bewegen Sie sich — rühren Sie die Glieder. Sie können Gott danken, daß Sie so glimpflich davongekommen sind. Bei Ihnen scheint's noch nicht so arg als bei dem da. Keine halbe Stunde ist's her, daß ich ihn draußen herausgezogen hab' aus dem Schnee. Er war abgestürzt — muß sich ein paar Glieder zerschmettert haben.“

Dumppförtend blickte Martha um sich. Von wem sprach der Mann? Im Winkel des schneuenartigen Raumes, durch dessen Fugen der Sturm hereinpiffte, so daß man meinte, jeden Augenblick müßte das Dach abgehoben und davongeführt werden, stand ein Lager.

Der Kantoniere drehte die Laterne um, so daß der Lichtschein das Lager traf.

Ein dunkelgefärbtes Gesicht — fast schwarz das Haar — Schneereife an den Schläfen — der Körper bedeckt mit alten Manteln und Decken.

Nun schlug der Verunglückte die Augen auf.

„Johannes!“ schrie Martha.

Nein, nein — sie täuschte sich. Das war ja ein fieder, hinfälliger, zum Tod erschöpfter Mann — sein Antlitz verwirrt, verwildert. . .

Mit wankenden Knien näherte sie sich dem Lager. Es graute ihr vor dem Fremden. Als ob sie an ein Sterbebett träte, so erfasste es sie mit Grauen und Zittern.

Und doch kam sie plötzlich dicht am Lager in die Kniee — überwältigt, erschüttert.

Ein gramvoller, angstvoller, leidvoller Blick aus diesen großen, dunklen Augen hatte sie getroffen. Nun gab es für sie keinen Zweifel mehr.

„Johannes!“ stammelte sie — diesmal unter Schluchzen.

Und die ganze Schwere des Erdrußens kam ihr in dieser Sekunde voll zum Bewußtsein. Sie ließ ihr Haupt auf das Lager sinken und gab sich den erlösenden, erquickenden, befreienden Thränen hin.

Dies war ihr Wiedersehen mit Johannes!

## Zehntes Kapitel.

Der Kantoniere hatte in seinem harten Beruf dem Elend, der Noth, der Todesverweilung sich oft schon gegenübergesehen. Er kannte auch die traffen Gegenläge des Lebens, trotzdem ihn sein Amt jahraus, jahrein an diese kurze Strecke der Pflanzstraße zwischen dem vorletzten Schutthaus und dem Hospiz der Chorherren vom St. Bernhardorden auf der Simphonhöhe festsetzte. Im Sommer rollten Equipagen mit lustigen Hochzeitsreisenden, reichen, lebensfreudigen Vergnügungspassanten über die sonnige Strecke — im Winter zogen hungerrnde, frierende Italiener über den beschneiten Paß, um in industriereichen Norden Arbeit zu suchen. Zur Zeit der Stürme, der Lawinen galt's, jede Stunde auf dem Posten zu sein, um dem Schnee erlösende Schlittenpferde auf der schmalen Heerstraße festzuhalten, sie über die Gallerien zu geleiten und Kofse und Gefährt und Anlassen vor dem Absturz in schauerliche Untiefen zu bewahren. Ein anderes Mal waren betriebe Fußgänger, Abgestürzte, Verschüttete aus dem Schnee herauszugrabten, Halberstärkte zum Leben zurückzurufen. . .

Noch niemals aber war er Zeuge einer so erschütternden Scene gewesen, wie der des Wiedersehens, des Wiedererkennens, der erst wirren, nun gestammelten, dann immer ergreifenderen, leidenschaftlicheren Aussprache dieser beiden unglücklichen, von den Stürmen des Lebens und der Gewalt der Elemente arg zergaunten Menschenkinder.

Es hatte erster Ermahnungen bedurft, um den Verunglückten auf dem Lager festzuhalten. Der Kantoniere besaß Erfahrung, er wußte, daß die Verletzung, die sich der Fremde zugezogen, als er da draußen, vom Schneesturm überfallen, schlief, und ein paar Meter tief abgestürzt, zu ernstlichen Beforgnissen Anlaß gab — so unbedeutend sie erschienen — wenn der Frost sich in der Wunde festsetzte.

Ein Wunder, daß der Fremde nicht gleich den ganzen Abhang kopfüber abgestürzt war, und ein zweites Wunder, daß er sich nur das Schultergelenk und den Ellenbogen beschädigt hatte, indem er gegen den beschneiten Felsen aufschlug, der sein weiteres Hinabrutschen verhinderte hatte.

Der Kantoniere hatte geglaubt, seinen Ohren nicht trauen zu sollen, als er in dieser grauenhaften Winternacht plötzlich den Schredensschrei eines Menschen von der Pflanzstraße her vernahm. Er hielt es zuerst für das Reischen und Wehen des Föhn, der das Hochgebirgsrevier heute so unwirksam machte. Denn die Unwetter, bei solchem Wetter den Lebensgang wagen zu wollen, traute er Nie-

mandem zu. Dennoch griff er zu Laterne, Schaufel und Hade und trat in's Freie. Früher hatte ihn immer Leo, der Bernhardiner Hund, der Letzte, der von der alten, allein eichten Kasse im Simphon-Hospiz noch übrig geblieben war, auf diesen Märchen begleitet. Vor wenigen Jahren hatte das treue Thier, dessen bewundernswürth seiner Instinkt für die Auffindung der Verhütteten so überaus werthvoll gewesen war, aber leider ein trauriges Ende genommen. Seitdem ging er allein auf die Suche. Doch Gewöhnung und Erfahrung legten ihn selbst in der grimmigsten Winternacht in Stand, die Unglücklichen aufzusuchen, die vom Weg abgekommen, im Schnee heden geblieben und dem Tod durch Erfrieren ausgezehrt waren. So hatte er auch den Fremden rasch ausfindig gemacht, der seinen Leichnam, seine Vermessenheit, dem Föhn Trost bieten zu wollen, so schmerzhaft büßen mußte.

Die Wunde selbst sei freilich nicht gefährlich, sagte er der jungen Fremden, deren Muth, deren Waghalsigkeit ihn noch mehr entsetzte, als der Leichnam ihres Vorgängers; es liege aber die eine Wundung nahe, daß der Brand dazu trete — und dann sei der Verunglückte rettungslos verloren.

Also empfahl er dem festkammern Baare, das hier oben in tiefer Welt abgesehenheit ein so ergreifendes Wiedersehen gefeiert hatte, Ruhe, Ruhe und wieder Ruhe.

Aber was hörten die Beiden auf die bedächtliche Rede des Kantoniers! Was sie bewegte, was sie durchbraute, war ja so gewaltig, so erschütternd, so aufregend — mißfortreffend!

Welch schmerzlicher Irrthum hatte ihre beiderseitige qualvolle Prüfungszeit verursacht!

Johannes schwieg lange, gedrückt, bewegt, überwältigt, nachdem es endlich keinen Zweifel mehr in ihnen weckte, daß Ems so schuldlos war wie das Andere war an dem räthselhaften, tragischen Ende des unglücklichen Wassiliew. Dann aber richtete er sich, weder der Schmerzen achtend noch des ängstlichen Zurufs des Kantoniers, plötzlich jäh auf und preßte sein Antlitz gegen Martha's Schulter.

Wie ein Kind weinte er. . .

Martha hatte keine Thränen mehr. Trotz des jammervollen Zustands, in dem sie sich gleich dem gehetzten Flüchtling befand, trotz der Strapazen, die hinter ihr lagen, trotz des grimmigen Brausens der Windsbraut, die noch immer heulend und freischend über den Paß segte und das Schutthaus erbeben machte, war eine wunderbare Umdigelt über sie gekommen.

Johannes trug keine Schuld an Wassiliew's Tode. Seine Flucht war kein stummes Eingeständniß gewesen. Er hatte Ruhe und Frieden hingeliegt, weil das Unerklärliche, Unlösliche dieses düsteren Räthsel's ihm den Verdacht hatte aufzwingen müssen, daß sie die That in der Verzweiflung begangen habe. So schmerzlich die Erkenntniß einerseits für sie war, daß er überhaupt fähig gewesen, sie mit einem solchen Verbrechen auch nur in Verbindung zu bringen — durfte sie, die sich durch die Anklage der Behörde selbst hatte irreliten lassen, ihm dies zum Vorwurf machen? Und hatte er auch in Gedanken an ihre gelübtig — seine Handlungen waren eine sorgfältige Kette von Liebesopfern, großmüthiger, fast übermenschlicher Aufopferung gewesen.

Und wie Johannes aufathmete, da er nun den Beweis hatte, daß Martha gleich ihm schuldlos war! Hätte er nur dies Eine gewußt, was Martha's Schuld auch vor der Justiz ausmachte, da es die beiden Pfleger des Hospitals ja mit ihrer eidlischen Aussage bezeugt hatten, daß sie an jenem demkwürdigen Abend, nachdem er sie verlassen, die obere Wohnung, das Zimmer von Julius, überhaupt nicht mehr betreten hatte — hätte er diese winzige Kleinigkeit gemerkt, so wäre diese ganze entsetzliche Prüfungszeit mit ihren seelischen Martern, ihren äußerlichen Entbehrungen, Strapazen und Demüthigungen ihm erspart geblieben sein.

Aber nun klagte er nicht. Er konnte ja frei und stolz und selbstbewußt seinen Verfolgern gegenüberreten — im Gefühl der eigenen Schuldlosigkeit — im Bewußtsein, daß auch Martha nicht der Schatten eines Verdachts treffen konnte.

Wie die dunkle That gesehen, wer sie vollbracht — das blieb ja immer auch ihnen Beiden ein Räthsel. Aufgabe der Justiz war es, das noch Ungeklärte zu lösen.

Ihnen selbst aber hatte die grausige Affaire Eines bewiesen, das sich nun mit flammenden Worten in unaussprechlicher Schrift in ihre Herzen eingrub: ihre Liebe hatte sie die grausamste Prüfung bestehen lassen — bis in diese winterstille Region, in Nacht und Graus und Todesgefahr hatte sie Beide die Sorge um das Schicksal des Andern getrieben.

Stunde um Stunde verrann. Sie spürten nichts von dem Elend mehr, der Dürftigkeit, Unwirksamkeit der

Umgebung: sie fühlten sich wiederbereint — und von goldenen Hoffnungsstrahlen erfüllt barreten sie des neuen Tages.

Der Kantoniere verließ noch mehrmals das Refuge. Der Schrei eines Raubvogels, das Wehen eines vom Sturm abgebrochenen, über den Schnee in die Untiefe hinabtauchenden Baumes auf dem fessigen Abhang ähnelte oft dem Hilferuf eines Menschen. Da war der wadere Pionier stets schnell bereit, sich wieder hinauszumachen, bis er gegen Morgen auf einer Schütte Stroß im Winkel sich niederlegte, um ein paar Stunden der Ruhe zu pflegen.

Martha und Johannes hatten von den Vorträgen, die der Kantoniere für den Nothfall in einer verschlossenen Kiste im Refuge aufbewahrt, nur wenig genossen — etwas Wein, an der rauchenden, flackernden Feuerstelle des primitiven Kamins ermüdet, etwas trodenes Brot, das war Alles. Die Compressen, die bei solchen Dingen erfahrene Kantoniere dem Verunglückten verordnet hatte, mußten öfters gewechselt werden. Die Müdigkeit nach all' den Strapazen überwältigte sie schließlich aber doch — der Rückschlag nach der ungewohnten Nervenüberreizung stellte sich ein. Und nun lehnten sie Beide — Johannes auf seiner Streu, Martha auf der Bank an der Feuerstelle — die Köpfe zurück und schliefen ein.

Es war kein ruhiger, gesunder Schlaf, der friedlich kommt und die Glieder löst — es war eine ohnmachtähnliche Ermattung, eine Erschlaffung, die sie ganz plötzlich überfiel.

Der Kantoniere weckte den Fremden, als der erste bleiche Morgenstimmer durch die schmalen Fenster hereinlugte, um nach seinem Verband zu sehen.

„In einer Stunde kommt die Post von Briauc herauf,“ sagte er dabei, „Wenn Platz drinnen ist, wär's am besten, man brächte sie nach dem Hospiz. Sie werden noch ein paar Tage droben das Bett hitzen müssen und Umschläge machen — am besten mit Eis — denn im vorigen Winter starben zwei Passanten, die drüben beim Refugium Nummer sechs gestürzt waren und wie Sie mit gebrochenen Gliedern im Schnee liegen geblieben waren, bald hinterher am Brand.“

Ueber dem Gespräch der beiden Männer war Martha erwacht. Sie zeigte sich gleichfalls äußerst besorgt um Johannes. Jetzt, im Tageslicht, sah man erst so recht, wie elend, wie abgezehrt er war — der Kummer, die mangelhafte Ernährung, die Strapazen, die Tunnelarbeit, die ermüdenden Märsche — Alles hatte dazu beigetragen, um seine Kräfte zu erschöpfen.

„Aber ist die Strahe denn schon passierbar?“ fragte sie den Kantoniere.

Der Straßewarter nahm Hade und Schaufel auf. „Der Sturm hat nachgelassen, sonst würde der Postschlitten schon gar nicht von Briauc abgefahren. Und eine Bahn zu schaffen, das ist halt mein Amt.“

Auch Martha erschien es am besten, daß man die Aufnahme des Verunglückten im Hospiz nachsuchte. Dies war eine Tochterstätte des St. Bernhard-Hospiz; einige Chorherren des Augustinerordens besorgten die Aufnahme der Reisenden aller Stände und jedes Glaubens.

Mitten in der Auseinandersetzung mit dem Kantoniere, der über die Person seiner beiden Schützlinge, deren Herkunft, deren Zusammengehörigkeit noch immer nicht so ganz im Klaren war, trotzdem er vielerlei Erklärungen in der großen, lebensfähigen Aussprache des Baars in verflüsselter Nacht vernommen, — mitten in ihren Fragen und Anordnungen hielt Martha aber plötzlich einsezt inne.

Sie entfiel sich der Nachricht, die ihr der Staatsanwaltssekretär von der Mutter des Flüchtling's überbracht hatte: Frau Bräse lag, mit dem Tode ringend, daheim in dem fernen Schwarzwalddorf — und ihr Sohn sollte nicht doch zu ihr eilen dürfen, um sich an ihrem Lager niederzuwerfen, ihr zuzurufen, ihr zu beweisen, daß die furchtbare Anklage ihn zu unrecht belastete?

Johannes beobachtete ängstlich ihr wechselndes Mienspiel. Als ob eine Ahnung durch seine Seele gieng, sagte er plötzlich in seinem matten, leisen, innigen Ton:

„Aber wenn ich noch so lange liegen soll — tagelang nicht den Paß verlassen soll — wann kommen wir dann endlich heim — zur Mutter?“

Da Martha ihr Antlitz abwandte, fragte er dülfer weiter: „Sie hat von dem Verdacht gehört?“

Martha nidte stumm und ernst.

„Sie hat ihn gehört?“ rang es sich mit zitternder Stimme aus seiner Brust los.

„Wie — Alle!“ sagte Martha traurig.

„Arme, gute Mutter, die Du so an mir zweifeln konntest — so verzweifeln!“

„Lage nicht mehr, Johannes. Und vor Allem: klag uns, die wir Dir so wehe thaten, nicht an. Wie wir darunter selbst gelitten haben — Du magst es an Deiner eigenen Verzweiflung erkennen. Deine Mutter ist. . . ich erfuhr, daß sie. . . Ach, Johannes, es wird mir so unsäglich schwer, ganz offen zu sein, und doch wär's nur eine neue Sünde, wenn ich Dir verschweigen wollte. . .“

Mit seinen großen angstvollen Augen starrte er sie in tiefer Bewegung an. „Sie hat — den Schlag — nicht überlebt!“ Er versuchte seine Hände zu falten. „Martha, ich beschwöre

Dich, sag' mir ehrlich: sie — sie ist todt!“

Er schrie es fast. Seine Stimme schlug über.

„Nein, nein, Johannes, sie lebt! Gottlob sie lebt! Aber trant ist sie, schwer leidend. Und drum muß rasch etwas geschehen — um ihr die erschöpfende Kunde zu bringen. . .“

„Ich muß zu ihr. Aug' in Aug' will ich ihr sehen — Brust an Brust ihr saagen. . .“ Er erhob sich, sank aber stöhnend vor Schmerz zurück.

„Nein, Johannes,“ rief Martha voll Angst, „Du kommst nicht fort. Du bedarfst der Pflege. Bedenke, was Du ausgestanden hast. Der Kantoniere hat Erfahrung — er weiß, in welcher Gefahr Du siehst. Die frommen Chorherren droben werden Erbarmen mit uns haben, werden Dich pflegen — wenn ich sie ansehe. . . Und dann eile ich zu Deiner Mutter. Ich werde den ganzen Tag fahren, die Nacht, ohne Aufenthalt — und dann bin ich schon morgen früh in Neßlingen. . .“

Die erneute Aufregung hatte dem Verunglückten geholfen. Als der Kantoniere von der Strahe zurückkehrte und die Postschlitten brachte, daß der Postschlitten bereits sichtbar sei, lag Johannes in einem Fieberanfall.

Noch immer hing der Himmel voll gelbgrauer Schneewolken. Aber der Sturm hatte ausgetobt. Der Zug der Simphonstraße war auf dieser oberen den Elementen besonders ausgezehrt. Die Strahe nur an der schmalen Trace erkennbar, die der fleißige Kantoniere im Morgenrauschen durch den Schnee gezogen hatte, um das Passiren des Postschlittens zu ermöglichen. Mühselig genug hatten sich die voreinander gepackten drei Pferde durch die Schneemassen durchzuarbeiten.

Endlich hatte das Gefährt das Refuge erreicht. Es befand sich Niemand im Postschlitten außer einem in dicke Pelze gewickelten älteren Herrn.

„Es ist der Herr Doktor aus Briauc,“ sagte der Kantoniere voller Bestürzung, noch bevor der Schlitten hielt. Er hatte sich nicht getraut. Der Anstöße fuhr in der Post bis zum Dorfe Simphon mit zu einem Kranken, von dem schon gestern Abend eine Depesche in Briauc eingetroffen war. Des Schneesturmes halber hatte der Arzt bei Nacht aber nicht über den Paß herüber gefahren.

In Briauc, wo der Postschlitten eine kleine Station machte, hatte der Doktor nun überraschende Dinge erfahren: eine junge Dame, die mütterseelenlos heute Nacht mit dem Schlitten des Pfarrers heraufgekommen war, sei spurlos verschwunden. Als Frau Eggis in der Frühe nach ihrem räthselhaften Paß sah, bemerkte sie, daß das Bett nicht einmal berührt war.

Die Verwunderung des Doktors stieg, als er die Vermühte hier entdeckte, und zwar in der Gesellschaft eines Mannes, den er nach seiner Kleidung für einen gewöhnlichen Arbeiter gehalten hätte. Der Fieberzustand dieses Mannes erschien auch ihm nicht unbedenklich, und er war gleichfalls für den sofortigen Transport nach dem Hospiz.

Martha nahm ihn beiseite, händigte ihm den größten Theil ihres Vorrathes ein und bat ihn, für die Unterbringung des Verunglückten im Hospiz zu sorgen und sich um seine Pflege zu kümmern, bis sie wieder hier sein könnte. In drei, vier Tagen gedachte sie zurückzukehren. Jetzt rufe sie eine schwere Pflicht zur sterbensranken Mutter ihres Verwandten. Und sie wollte sofort aufbrechen, um noch den Mittagszug in Briauc zu erreichen. Der Kantoniere weigerte sie sich rann wieder den Schlitten des Pfarrers.

Einen näheren Aufschluß über ihre Person, über ihre letzten Erlebnisse und ihre Zusammengehörigkeit mit Johannes ertheilte sie ihm nicht. Der Doktor war auch zu distret, um sie mit peinlichen Fragen zu belästigen.

Der Kantoniere, der hernach für seine Mühe und Hilfsbereitschaft reichlich von Martha belohnt ward, legte mit Hand an, um den Patienten im Schlitten unterzubringen — der Doctor deckte ihn gut zu — dann stieg der Postkutscher wieder auf.

Der Abschied zwischen Martha und Johannes war völlig wortlos. Nur ein lehter, langer Blick, der berebter war als alle Worte, sprach ihr Lebewohl aus.

Dann zogen die Pferde an — und langsam gieng die Fahrt empor. Man sah die Pflanzhöhe von hier ganz deutlich — auch das Hospiz. In einer halben Stunde konnte der Postschlitten, der die eisgrotenähnliche Kaltwassergralle durchfuhr, droben sein.

Martha sah dem Gefährt nach, bis eine der Schneemauren, die der Sturm aufgehüht hatte, es ihren Blick entzog.

Der Kantoniere zeigte ihm nun noch die Stelle, an der er den Fremden gestern aufgefunden. Martha überließ im Gedanken an die entsetzliche Gefahr, in der der Unglückliche da geschwebt, noch nachträglich ein Zittern.

Aber sie mußte stark sein, um die erneut vor ihr liegenden Marsch- und Reiserapagen zu überwinden.

Noch einmal fanden sich ihre Hände, bevor sie diese Stätte verließ, zu einem kurzen Dankgebet.

Dann schritt sie zum Thale nieder. Doch schon in Briauc, wo sie sich vom Kantoniere verabschiedete und bei

Frau Eggis eintrat, um ihr, soweit möglich und möglich war, ihre seltsame Handlungsweise zu erklären, ergriff sie eine neue, qualende Unruhe.

Konnte sie der verzweifelnden Mutter Bräse, die in ihrer entsetzlichen Verlassenheit auf Tod und Leben danniederlag, nicht schneller eine Kunde zukommen lassen? Wie, wenn sie an den Ortsortstand eine ausführliche Depesche abjandte? Er und seine Familie hatten sich doch so fürsorglich der Armen angenommen — sie würden gewiß den Inhalt einer solchen Freudenbotschaft in ihr in geeigneter Weise kundgeben, ihr sagen, daß Johannes schuldblos war, daß seine Flucht einen andern Grund hatte, der ihn nicht belastete, der nur ein Beweis seiner übermenschlichen Aufopferungsfähigkeit war.

Allen Fragen, Vorwürfen, Verwunderungsausbrüchen der guten Wirthin von Briauc machte sie hastig ein Ende. Die kleine Station war durch den Draht mit der Briaucer Post bereits. Also konnte Martha hier bereits ihr Telegramm nach Neßlingen aufgeben.

Endlos kam ihr dann die Fahrt in's Rhonethal vor. Sie sah jeden Augenblick nach der Uhr, trieb den Knecht, der den Schlitten des Pfarrers leitete, immer von Neuem an, denn schrecklich war ihr die Vorstellung, den Mittagszug zu veräumen.

Sie erreichte den Bahnhof von Briauc denn auch nur wenige Minuten bevor der Zug abging. Von Ehardt und seinen Leuten sah sie weder auf der Fahrt durch die Ortschaft noch auf der Station selbst etwas. Sie fürchtete jetzt auch nicht mehr die Begegnung mit ihnen.

Sie befand sich auf der fast sechsstündigen Fahrt durch's Rhonethal und am Genfer See entlang bis nach Lausanne allein in ihrem Coupe. Auf einer Aufenthaltsstation nahm sie eine Mahlgelt zu sich, darauf schlief sie — aber in körperlich elendem Zustand befing sie dann Abends den Schnellzug, der sie nach Basel brachte. Von da an war sie zum Theil auf Seilbahndarbahnen angewiesen, um nach Göttingen zu gelangen. Sie war wie geräthet, und es graute schon der neue Tag, als sie auf dieser Station endlich eintraf und den telegraphisch bestellten Wagen vorfand.

Der Ortsvorsteher befand sich nicht, wie sie gehofft, auf der Station. Der Aufseher, der nicht aus Neßlingen kam, vermochte ihr auch keine nähere Auskunft über den Zustand der alten Frau Bräse zu geben; es war ihm nur bekannt, daß es ihr schon seit längerer Zeit recht schlecht gehe.

In unbeschreiblicher Aufregung legte Martha diesen letzten Theil ihrer anstrengenden Reise zurück.

An der vorletzten Aehre der Fahrstraße angelangt, verließ sie den Wagen, um den wohlbekannten Fußweg durch den Wald, der eine Strahe abkürzte, zu nehmen.

Auch der Schwarzwald lag im Schnee. Aber was bedeutete die hohe Schneedecke des Waldbodens gegenüber den haushohen Schneemassen des Hochgebirges! In alhemloser Halt'stadtie sie weiter und weiter. . .

Endlich war sie im Dorf. Sie sah das Gärthchen, die entblätterte Laube, in der sie im letzten Sommer mit Johannes so oft geplaudert hatte — dort stand das noch fensterlose Schutthaus, von dessen Dach ein kändergeschmiedetes Bäumchen herabgrühte, und hier das Haus des Ortschulzen. . .

Dorfskinder hielten davor auf der Gasse und ein paar alte Frauen. Sie stürzte herzu, trat in die weitgeöffnete Hausthür ein.

Da stand der Pfarrer inmitten eines hüferten Kreises; die Familie des Gemeindefürstlichen, der alte Freiherr von Ehardt, Lidli's Vater, ein Genbarm, der Lehrer von Neßlingen.

„Sie lebt! — Ich komme doch nicht — zu spät!“

Wie irr wanderten die häßigen Blicke ihrer angstvollen Augen von einem Gesicht zum andern. Die Mienen der Versammelten waren sehr ernst. Jetzt verstummten plötzlich die leisen Flüstergespräche. Groß sah man sie an. Der alte Freiherr beschwichtigte ihre Aufregung.

„Ruhe, Fräulein Spener,“ sagte er ernst, „Sie sind im Haus — einer Todten! Stören Sie ihr den letzten Schlummer nicht!“

Ganz fassungslos blickte sie ihn an. „Zu spät — also zu spät!“ hauchte sie tonlos vor sich hin. Es drängten sich seine Thränen in ihre Augen. Wie erklart verkehrte sie.

Anzweifeln hatte Jemand die Thüre zum Sterbegemach geöffnet.

Die Fenster der kleinen Stube waren verbüllt. Nur ein mattes Dämmerlicht herrschte in dem Raume.

Martha trat mechanisch ein, willenlos hielt sie, als der Pfarrer, der ihr gefolgt war, seine Rechte auf ihre Schulter legte.

Sie faltete die Hände und starrte die Todte an.

Die lag da wie schlafend. Das Antlitz verriet mit seinen Falten und Runzeln, wie rauh das Schicksal mit ihr verfahren war. Aber ein gläubiges, friedliches Lächeln umschwebte den für immer geschlossenen Mund. Ein tiefer Friede hatte die geplagte Daseinsmüde in's ewige Leben hinübergeleitet.

„Hat sie — gehört — hat sie mein Telegramm noch. . . erhalten?“ Martha fragte es stammelnd; die Worte würgten sie in der Kehle. Leise bejahte der Pfarrer.

„Gestern Mittag bekamen wir es. Ich ward gerufen, um ihr's vorzule-

fen. Sie konnte nicht mehr sprechen, aber sie verstand Alles.“

„Und so schied sie — veröhnt mit Johannes?“

Der Geistliche athmete tief auf. „Ja, sie glaubte an die Schuldblosigkeit ihres Sohnes. Und ihm und Ihnen hinterließ sie ihren Segen.“

Nun warf sich Martha, einem plötzlichen Impuls folgend, über die Todte und küßte die harte Hand, die auf der eingefunkenen Brust lag.

„Sie blieb noch bis zum Abend bei Bewußtsein,“ sagte der Pfarrer nach einer Weile, als Martha sich wieder erhob, „um zehn Uhr betete ich mit ihr, dann schlief sie ein — und ist nicht mehr erwacht.“

„Gott gebe ihr die ewige Ruhe!“ flücherte Martha tief ergriffen.

Lange stand sie noch schwaunend da. Ihre Gedanken wanderten in die Ferne, den weiten, weiten Weg zurück bis zu jenem sturmumrauten Alpenpaß, wo Johannes in der Hut der frommen Herren wehte.

Er sollte seine Mutter also nicht wiedersehen!

Ein grausamer Irrthum hatte ihn in die winterliche Fremde hinausgejaagt — und jetzt, da sich Alles hätte lösen können, waltete das Schicksal so unerbarmlich, sandte es neue, niedererschmetternde Prüfungen!

Sie konnte sich nicht länger aufrecht halten in ihrem Schmerz, ihrer Verzweiflung.

Der alte Freiherr führte sie endlich aus dem Sterbegemach hinaus.

In der Wohnstube des Ortsältesten, der sich ihr bis jetzt noch nicht genähert hatte, fand dann zwischen ihr, dem Freiherrn und dem Geistlichen eine ernste Aussprache statt.

Herr von Ehardt hatte seinem Neffen, den er noch in Genf vermuthet, gestern Mittag sofort eine Depesche dorthin gefandt, um ihm für den Fall, daß seine Ermittlungen bisher ergebnislos gewesen seien, über den Aufenthaltsort des jungen Bräse zu unterrichten. Er fragte Martha nun aus, wie sie die Spur des Flüchtling's entdeckte, in welcher Verfassung sie ihn angetroffen hatte. Von ihren eigenen Strapazen berichtete sie nichts — sie schilderte den beiden Männern aber um so ausführlicher das grauerwolle Elend, das der Unglückliche durchgemacht hatte.

Der Freiherr wuschelte einen Blick des Eimerständnisses mit dem Geistlichen und sagte in möglichst schonendem Ton:

„Ueber das weitere Schicksal des jungen Bräse können wir also vorläufig beruhigt sein. Noch heute erwarde ich eine Nachricht von meinem Neffen. Er wird natürlich sofort zum Hospiz hinauffahren und für die Lebensführung — sobald der Gesundheitszustand und die Witterung die Fahrt rathsam erscheinen lassen — Sorge tragen.“

„Ich lehre sofort selbst zu ihm zurück!“ sagte Martha erregt. „Der Tod Ihrer Mutter macht es mir zur Pflicht. . .“

„Nein, Fräulein Spener, das dürfen wir nicht. Mit aller Schonung wird Bräse über das traurige Ereignis unterrichtet werden. Sie selbst aber bleiben bei uns.“

„Oh, ich fände keine ruhige Stunde — keinen ruhigen Augenblick!“

„Nun, Sie werden doch wenigstens der Todten die letzte Ehre erweisen wollen,“ sagte der Pfarrer.

Ein neuer Kampf entstand in Martha's Brust.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Haare der Berühmtheiten.

Französische Blätter kündigen die bevorstehende Eröffnung eines seltsamen Martes an. Es handelt sich um einen Haarmarkt, auf dem Haarproben berühmter Leute zum Verkauf gelangen sollen. Es wird in der That eine ganze Preisliste für derartige Erinnerungen an große Männer aufgestellt. Die höchsten Preise erzielen die Haare der Päpste. Man berichtet, daß bis zu 50 Francs für die Lode gezahlt werden, und die Lods 13. folgen besonders gesucht sein. Die Souveräne und Staatsleute werden in dieser Beziehung nach ihrem persönlichen Verdienste eingeschätzt, aber es ist natürlich, daß hier die Preisliste außerordentlich schwer aufzustellen ist, da der Partheigehalt bei jeder Werthigkeit um mit in Frage kommt; so wird z. B. ein französischer Royalist die Haare Louis 18. sehr theuer bezahlen, dagegen den Hauptknecht Gambetta's oänglich verschmähen. Eine gewisse Berühmtheit hat eine Haarlocke erlangt, deren Besitzer Napoleon 1. war. Sie wurde von dem ersten Kammerdiener des Kaisers Constant verstoffelt abgeschnitten, und gegenwärtig wird ihr Werth auf gut 100 Francs eingeschätzt. Aber derartige Beispiele sind selten, und sie entfalten sich weit von den Durchschnittspreisen. Die Haare des Zaren werden auf 5 Francs für die Lode geschätzt, die von Felix Faure erzielten dagegen nur 75 Centimes bis 1 Franc, und Loubet's Haare soll man sogar schon für einen halben Franken bekommen. Unter den Dichtern erzielte Victor Hugo und Alfred de Musset, Lord Byron und Schiller recht anständliche Preise; auch Alphonse Daudet und Tolstoi können mit ihrem Kurse zufrieden sein. Ein Sammler behauptet sogar, er besitze Haare von — Dante; aber er würde wohl Mühe haben, wollte er ihre Echtheit beweisen.